

Leseprobe aus:

**Wolfgang Leonhard**

# **Meine Geschichte der DDR**



# Vorwort

Vor mehr als fünfzig Jahren erschien mein Buch «Die Revolution entlässt ihre Kinder». Ich schildere darin mein Leben in der Sowjetunion, die Nachkriegsjahre, die ich als junger Funktionär in der Sowjetzone verbrachte, und schließlich meine Abkehr vom Stalinismus. Das Buch endet mit meiner Flucht nach Jugoslawien und der Ankunft in Belgrad im März 1949.

Wenige Monate darauf wurde die DDR gegründet. Ein Staat, an dessen Vorgeschichte ich aktiv beteiligt war und dessen führende Repräsentanten ich fast alle persönlich kannte. Ein Staat, der sich «demokratisch» nannte und in Wahrheit eine bürokratische Diktatur von Moskaus Gnaden war.

Bereits in Jugoslawien, als Leiter des deutschsprachigen Programms des Belgrader Rundfunks, berichtete ich dann über die weitere Entwicklung der DDR, ich kritisierte die SED-Herrschaft, die längst die Bedürfnisse der Menschen ignorierte und sich vor allem dem Machterhalt widmete. Dabei war es mir wichtig, die DDR so sachlich und objektiv wie möglich zu betrachten, die Realität an den propagierten Idealen zu messen und nicht aus westlicher Sicht zu verdammen.

Das Thema DDR ist, neben der Geschichte der Sowjetunion, zu meinem Lebensthema geworden – als Ostexperte in der Bundesrepublik und, von 1966 bis 1987, als Professor und Kommunismusexperte an der Yale-Universität. Zur Wendezeit, im Dezember 1989, bin ich in die DDR gefahren und wurde dort als «Erster Dissident» freundlich aufgenommen. Die damaligen Diskussionen mit Bürgerrechtlern, mit ehemaligen SED-Spitzenfunktionären und mit DDR-Bürgern, die

meine – offiziell verbotenen – Bücher gelesen hatten, werden für mich unvergesslich bleiben.

Ich hatte immer die Hoffnung, dass sich das DDR-Regime wandeln könnte, im Sinne der Menschen dort. Die friedliche Revolution von 1989 hat mich darin bestärkt. Nach der Wiedervereinigung verlief die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit allerdings anders, als ich es mir gewünscht hatte.

Heute, fast zwei Jahrzehnte später, ist es Zeit, Bilanz zu ziehen. Meine Geschichte der DDR – das sind die kritischen Betrachtungen eines Teilnehmers, der zum Beobachter wurde. Sie beginnt bereits mit der Vorgeschichte des angeblichen «realen Sozialismus» auf deutschem Boden, an der ich als Mitglied der «Gruppe Ulbricht» unmittelbar mitgewirkt habe. Und auch nachdem ich dem Stalinismus den Rücken kehrte, habe ich am Schicksal der Menschen in Ostdeutschland immer Anteil genommen. Meine Geschichte der DDR ist deshalb eine sehr persönliche geblieben.

Wolfgang Leonhard  
Manderscheid/Eifel, Februar 2007

## Neuland

Während des Fluges wurde kaum ein Wort gesprochen. Wir saßen stumm in unseren Sitzen, voller Gedanken daran, was uns in der Heimat erwarten würde. Wir – die zehn Mitglieder der «Gruppe Ulbricht», auf dem Weg nach Deutschland am 30. April 1945. Wenige Tage vor Kriegsende wusste von uns niemand genau, ob wir nun für immer die Sowjetunion verlassen oder bald schon wieder zurückbeordert würden. Zurück in das Land, in dem ich die letzten zehn Jahre, meine gesamte Jugend, verbracht hatte.

Wir waren in einer Transportmaschine unterwegs, einer amerikanischen DC 3. An den Seiten des Laderaums hatte man Sitze montiert. Tausende von Flugzeugen hatten die Amerikaner während des Krieges an die Sowjetunion geliefert, bezahlt wurden sie nie. Und später wurde darüber nicht mehr gesprochen. Die Sowjetunion verschwieg, dass sie ohne die Lieferungen den Krieg niemals hätte führen können, die Amerikaner wollten nichts mehr davon wissen, dass sie Stalins Triumph erst ermöglicht hatten.

Plötzlich wandte sich Walter Ulbricht an mich. Er saß mir direkt gegenüber und blickte mich prüfend an: «Also das mit deinem russischen Namen, das geht so nicht. Wolodja! Nimm dir doch einen deutschen Namen.»

«In der Komintern-Schule war ich Wolfgang.»

«Gut, ab jetzt bist du Wolfgang.»

Damit war unser Gespräch wieder beendet.

Ich dachte während des Fluges an mein bisheriges Leben. Bis vor wenigen Tagen war ich Rundfunksprecher in dem Moskauer Sender gewesen, der vom «Nationalkomitee Freies Deutschland» betrieben wurde. Die emigrierten deutschen Kommunisten hatten sich in der Sowjetunion mit kriegsgefangenen Soldaten und Offizieren zu dieser Vereinigung zusammengeschlossen, um gegen die Hitler-Diktatur zu kämpfen. Das nahende Kriegsende erlebte ich also in Moskau vor dem Mikrofon.

Am 21. April – vor gerade mal neun Tagen – verkündete ich, dass die Rote Armee die ersten Vororte von Berlin erobert hatte. Einen Tag später erreichte sie dann das Stadtgebiet, die Bezirke Lichtenberg und Niederschönhausen. «Wie Radio Moskau berichtet, ist es den sowjetischen Truppen gelungen, einen Ring um Berlin zu schließen», gab ich kurz darauf bekannt. Damit musste dem letzten Nazifanatiker klargeworden sein, dass Berlin fallen würde. Auch wenn ich noch am 27. April, bei meiner allerletzten Meldung, die verzweifelten Verteidigungsversuche der Deutschen beschrieb: «Es kam zur Sprengung der Schottenkammern am Landwehrkanal, was zur Flutung der Schächte von S- und U-Bahn führte.»

Kurz vor einer dieser letzten Sendungen erhielt ich einen Anruf. Ich hätte mich sofort bei Walter Ulbricht im Hotel «Lux» zu melden. Er saß dort mit einigen anderen deutschen Genossen zusammen. Manche von ihnen kannte ich von früher, andere sah ich zum ersten Mal. Mit meinen 24 Jahren war ich von allen Anwesenden mit Abstand der Jüngste.

«Gut, dass du kommst», sagte Ulbricht in seinem für ihn typischen nüchternen Tonfall, den man jedoch keineswegs als Ausdruck mangelnder Leidenschaft deuten durfte: «Du bist Mitglied unserer Gruppe. Wir werden nach Deutschland

fahren.» Selbstverständlich wusste ich, dass man keine Fragen stellte. Wenn man in der Sowjetunion unter Stalin wichtige Anweisungen oder Erklärungen erhielt, hatte man sich längst abgewöhnt, irgendeine Regung zu zeigen – man nahm alles einfach zur Kenntnis. Mehr nicht. Nach Deutschland also.

Ulbricht fuhr fort: «Es werden dann noch ein paar praktische Fragen zu regeln sein. Zu dir kommt ein Genosse, dem du alle deine Dokumente geben wirst. Hier hast du erst mal sowjetisches Geld für die letzten Einkäufe, die du vielleicht machen willst. Und da sind noch 2000 deutsche Nachkriegsmark.» Ich blickte erstaunt. «Das ist von den Amerikanern herausgegeben», klärte er mich auf. Dieses Geld war tatsächlich schon während des Krieges gedruckt worden, für die Zeit nach Hitler. Die Zeit, die jetzt begonnen hatte.

Mein Leben in der Sowjetunion war mir fast wie eine Ewigkeit vorgekommen. Nun, nach zwölf Jahren, würde ich nach Deutschland zurückkehren, in das Land, das ich verlassen hatte, als ich noch ein Kind war.

### Immer bereit

Ich hatte nicht gerade das, was man eine gewöhnliche Kindheit nennt. Zum Beispiel einen geregelten Alltag, der Zeit für Muße lässt, oder die warme Geborgenheit einer Familie: Meinen Vater, den Dramatiker Rudolf Leonhard, lernte ich erst kennen, als ich 26 Jahre alt war, und erlebte ihn nur für ein paar Tage. Meine Mutter war in den zwanziger Jahren ausschließlich mit der Weltrevolution beschäftigt. Da blieb nicht viel Zeit für ein kleines Kind, und so wurde ich schon als Säugling namens «Wolodja» bei wechselnden politischen Freunden geparkt. Erst in Wien, später dann in Berlin.

Meine Mutter, eine arme Intellektuelle, die vom Schreiben von Rezensionen lebte, sah ich oft nur sonntags, sofern sie überhaupt in der Stadt war. Eines Tages nahm die behagliche Unterbringung bei meiner Berliner Gastfamilie ein Ende, das Ehepaar verließ Deutschland. Meine Mutter und ich lebten fortan in einer kargen 1½-Zimmer-Wohnung in Reinickendorf von einem absoluten Minimallohn, den sie sich erarbeiten musste. In meinen ersten Erinnerungen sehe ich sie am Schreibtisch sitzen, mit einer Schere über eine Unmenge von Zeitungen gebeugt.

Ich war zehn Jahre alt, als sie plötzlich verkündete: «Wolodja, wir ziehen um!» Von der mickrigen Wohnung in Reinickendorf ging es im September 1931 nach Wilmersdorf, in die berühmte «Künstlerkolonie» am Breitenbachplatz, die kurz zuvor für die Mitglieder der Bühnengenossenschaft und des Schriftstellerverbandes gegründet worden war.

Das war für mich das Tor zur Welt. Dort wohnten Dichter und Schauspieler, linke Künstler und Intellektuelle. Wie aufgeregt ich war! Gleich nebenan lebte Ernst Busch, der Sänger und Schauspieler, der im Jahr darauf berühmt werden sollte: durch seine Hauptrolle im Spielfilm «Kuhle Wampe», dem ersten und einzigen offen kommunistischen Film der Weimarer Republik, nach einem Drehbuch von Bertolt Brecht. (Schon kurz nach seinem Erscheinen 1932 wurde der Film verboten, weil er angeblich den Reichspräsidenten beleidigte, obwohl der gar nicht darin vorkam.) Ich konnte mich mit Ernst Busch über Klopffzeichen verständigen, manchmal lud er mich sogar zu sich ein. Und gleich um die Ecke, da wohnten der Dichter Joachim Ringelnatz und der Schriftsteller Erich Weinert, der spätere Präsident des Nationalkomitees Freies Deutschland.

Überall hingen Fahnen. Entweder die roten mit den drei Pfeilen, das waren die von der SPD. Oder solche von der

KPD, mit Hammer und Sichel. Es gab nur zwei Ausnahmen. An einem Haus wurde Schwarz-Rot-Gold gehisst – die Farben der Republik. Das war die große Lachnummer in der Kolonie! Über die zweite Ausnahme wurde zum Glück nicht gelacht. Denn es war unser Fenster, an dem nur eine schlichte rote Fahne hing, ganz ohne Parteimotiv. Meine Mutter bestand darauf.

Sie war schon vor dem Ersten Weltkrieg mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht befreundet gewesen, hatte dann der Spartakusgruppe angehört und war Gründungsmitglied der KPD. Später leitete sie die Presseabteilung der sowjetischen Botschaft. Auch nachdem sie wegen ihrer stalinkritischen Haltung 1925 aus der Partei ausgetreten war, blieb sie eine überzeugte Kommunistin. Mit vielen politisch engagierten Leuten, die in der Kolonie lebten, war sie gut bekannt, darunter mit dem Psychoanalytiker Wilhelm Reich und dem Schriftsteller Arthur Koestler. Aber irgendwie saß sie schon zwischen den Stühlen: Einmal im Monat fuhr sie damals zu den Sitzungen der Berliner Sektion des Schriftstellerverbandes. Dort gab es zwei große Tische. An dem einen saßen die Anhänger der KPD, an dem anderen die Anhänger der SPD, und dann gab es noch einen kleinen «Katzentisch» für jene zehn Schriftsteller, die keiner der beiden Parteien zugeneigt waren. Dort pflegte meine Mutter zu sitzen, zusammen mit dem bekennenden Anarchisten Erich Mühsam und mit Theodor Heuss, der damals der einzige Reichstagsabgeordnete der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) war.

Mit meiner Mutter sprach ich fast nie über Persönliches, über Empfindungen oder dergleichen. Warum auch? Die Beschäftigung mit persönlichen Bedürfnissen hielt sie für kleinbürgerlich und unnötig. Schließlich ging es um die politische Sache. Auch für mich.

Ich wurde Mitglied der «Jungen Pioniere», der Kinderorga-

nisation der KPD. Meine erste politische Tat war der 1. Mai 1932. Jedes Mal, wenn die Nazianhänger «Hitler!» schrien, skandierten wir postwendend: «Verrecke!»

«Seid bereit – immer bereit!», so grüßte ich wie alle anderen, die das rote Halsband der Jungen Pioniere mit Stolz trugen. Wir trafen uns einmal die Woche und lernten die schönsten Lieder des Sozialismus: «Roter Wedding, grüßt euch, Genossen», «Seid bereit, Proletenkinder, in Berlin, Paris und Wien» und – natürlich! – die «Internationale». Ich hörte die Signale und war glücklich, dass ich dazugehörte.

In Erinnerung geblieben ist mir ein besonders feierlicher Augenblick. Unser Pionierleiter stellte uns seinen neuen Stellvertreter vor, mit den Worten: «Der war früher Sozialdemokrat.» Ratlos blickten wir uns an. Sozialdemokrat – das war für uns schon immer ein Schimpfwort gewesen. Schnell ergänzte unser Leiter: «Aber jetzt ist er zu uns übergegangen!» Erleichtert und voller Begeisterung hießen wir den Bekehrten mit Handtrommeln willkommen.

Ausgerechnet bei unserem ersten richtigen Auftrag kam es dann aber schon zum Zwist. Mit langen, roten Kreidestiften, die mit Öl imprägniert waren, damit man die Schrift nicht wegwischen konnte, sollten wir an Wände und Fassaden schreiben: «Wählt KPD!» Der neue Stellvertreter widersprach: «Nein. Wir müssen alle gegen die Nazis kämpfen, schreibt einfach: «Wählt links!», das hilft schon.» Kaum hatten wir die ersten Parolen aufgemalt, kam aber schon der Gruppenleiter und meinte, «links», das könnte ja auch SPD sein! «Ihr schreibt gefälligst, was ich euch gesagt habe.» Überhaupt war damals nur eine Minderheit überzeugt, die Linken müssten zusammengehen.

Schon nach einem Jahr war die Zeit in der Künstlerkolonie vorbei. Im September 1932 hielt meine Mutter wieder

eine ihrer Ansprachen: «Es wird jetzt politisch sehr hart. Ich muss einsatzfähig sein.» Ich war nicht überrascht, ich wusste, was folgen würde, meine Mutter hatte mich schon oft irgendwo untergebracht. Diesmal meinte sie: «Ich bringe dich in ein Landschulheim, nach Herrlingen bei Ulm.» Politische Freunde hatten es empfohlen. Es war eine der aufgeklärtesten und modernsten Schulen, die es damals gab.

Dort wurde ich zwar freundlich aufgenommen, trotzdem starteten mich zunächst alle an. Denn ich war mit meinem russischen Vornamen vorgestellt worden: Wolodja, so hießen damals in Deutschland nicht viele. Und dann weigerte ich mich auch noch, den gleichen blauen Trainingsanzug wie alle anderen zu tragen. Auf dem Schulhof fiel ich immer etwas auf – der Wolodja im roten Anzug.

Das Klima an der Schule war sehr bestimmt von den politischen Auseinandersetzungen jener Zeit. Es war das ereignisreiche Jahr 1932, das letzte der Weimarer Republik. Wir fragten unsere Lehrer: «Welcher Partei gehörst du denn an? Was wählst du denn?» An die Antwort unseres Sportlehrers erinnere ich mich genau: «Ich war immer für die Demokratische Partei, aber jetzt geht's ums Ganze, jetzt wähle ich SPD.» Bis auf zwei Ausnahmen im ganzen Landschulheim waren wir alle Kinder von Künstlern und Intellektuellen, die mit der Linken sympathisierten. Knapp die Hälfte meiner Mitschüler stammte aus jüdischen Familien.

Ohne Zweifel, Herrlingen hat mich geprägt. Es gab dort einige Besonderheiten. Wir hatten spezielle Tische im Speisesaal, an denen man nur Englisch oder Französisch sprach. Alles war – für die damalige Zeit ungewöhnlich – sehr international ausgerichtet. Wir hatten englische Pädagogen, sogar einen Australier. Wir haben unsere Lehrer geduzt. Wenn wir Aufsätze schreiben mussten, wurde nicht nur ein Thema fest-

gelegt, sondern es gab mehrere zur Auswahl. Hinterher wurde das Geschriebene vorgelesen und unter uns Schülern offen diskutiert. Wir waren traurig, wenn der Unterricht zu Ende war! Mit einigen meiner Mitschüler blieb ich mein Leben lang in Verbindung – bis heute.

Natürlich bekamen wir mit, was sich in Deutschland ereignete. Wir waren gerade beim Skifahren in Mittenwald, als wir am 30. Januar 1933 von den Freudenfeiern zu Hitlers Macht ergreifung erfuhren. Und nach der Rückkehr in die Schule unterrichtete man uns vom Reichstagsbrand. Überall hieß es, die Kommunisten hätten das Feuer gelegt. Ich war damals elf Jahre alt und schrieb an meine Mutter: «Das stimmt nicht. Den Reichstag haben die Nazis sicher selbst angesteckt. Das ist eine Prowokazjohh.» Meine Mutter wies mich im nächsten Brief zurecht, dass es mir an politischem Bewusstsein offenbar nicht mangle, aber an meiner Rechtschreibung müsse ich noch feilen.

Wir Schüler haben schon damals darüber nachgedacht, ob wir überhaupt noch im Land bleiben sollten, und tatsächlich holte mich meine Mutter bereits im Juni 1933 zurück nach Berlin. «Du gehst keinen Tag mehr in Deutschland in die Schule», sagte sie, «du gehst in keine Nazi-Schule!» Wenn ich fortan in der Künstlerkolonie frühere Bekannte oder Freunde traf, murmelten alle: «Kein Wort, kein Wort! Bloß nichts erzählen!» Wie schnell sich alles verändert hatte. Noch vor wenigen Wochen konnte ich in Herrlingen über alles sprechen, jetzt wurde das Schweigen zur obersten Pflicht.

Eines Tages im September brachte mich meine Mutter zum Stettiner Bahnhof. Ich fuhr bis Stralsund und von dort mit der Fähre nach Trälleborg in Schweden. Ich wusste schon, dass ich außerhalb Deutschlands zwar außer Gefahr sein würde – endlich keine Nazis mehr –, aber ich würde auch wieder alleine

sein. Denn meine Mutter blieb in Deutschland, und das war riskant, sie würde illegal arbeiten, Flugblätter verteilen, vielleicht auch Gefährlicheres tun.

Beim Abschied war sie noch ernster als sonst. Es gab keine zärtlichen Gesten, nur die Anweisung: «Pass auf, dass du kein falsches Wort sagst! Ein falsches Wort kann sehr gefährlich sein.»

Schließlich kam ich wohlbehalten in Schweden an und wurde von deutschen Emigranten, politischen Freunden vermutlich, empfangen. Sie waren als Lehrer in Viggbyholm tätig, einem Landschulheim rund 20 Kilometer von Stockholm entfernt. Dort gab es außer mir nur zwei oder drei Emigrantenkinder. Ich musste also sofort Schwedisch lernen. Schon sehr bald las ich in der neuen Sprache Bücher und Zeitungsartikel über Deutschland. Viele Kommentatoren standen kritisch zu Hitler, es gab aber auch positive Meinungen.

Im März 1935 kam meine Mutter zu Besuch. Eigentlich wollte sie rasch wieder nach Deutschland abreisen und war schon auf dem Bahnhof, als ein Telegramm eintraf. Etwas Schlimmes musste während ihrer Abwesenheit in Berlin passiert sein, sie konnte nicht zurück. Sie hatte in Schweden aber nur eine Aufenthaltsgenehmigung für sechs Wochen erhalten und überlegte nun fieberhaft, was zu tun sei. Noch nie hatte ich sie so aufgeregt gesehen, sie schrieb hierhin und dorthin und versuchte, unsere Ausreise zu organisieren. Sie nahm Kontakt auf zu Freunden in England und zu ihrem Ehemann Mieczyslaw Bronski, der in Moskau lebte.

Schließlich bestellte sie mich zu einem wichtigen Gespräch. Sie redete sehr schnell: «Du bist schon ein großer Junge, wir müssen jetzt einige Dinge wie Erwachsene besprechen. Wir können nicht in Schweden bleiben, wir kriegen keine Verlängerung unserer Aufenthaltsgenehmigung. Es gibt nur zwei